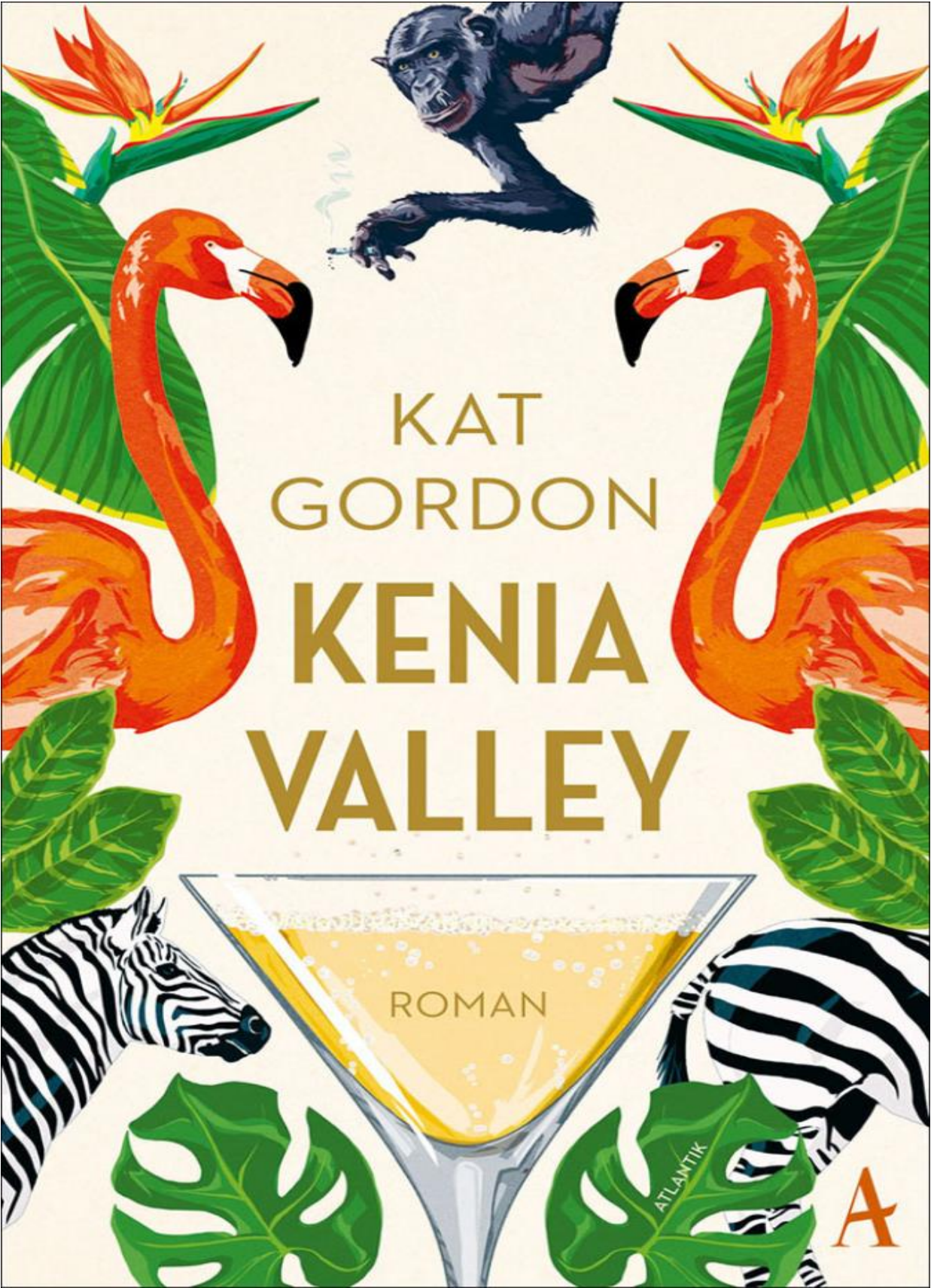


KAT
GORDON
KENIA
VALLEY

ROMAN

ATLANTIK

A



KAT
GORDON
**KENIA
VALLEY**

ROMAN

ATLANTIK

A

A

Kat Gordon

Kenia Valley

Roman

Aus dem Englischen von Mayela Gerhardt

Atlantik

Ihr Herz hörte um genau 20.57 Uhr auf zu schlagen. Nur wenige Momente zuvor hatte sie noch auf die Uhr geschaut und die Totos gebeten, eine Lampe anzumachen. Sie hatte gelesen und nicht bemerkt, dass es dunkel geworden war, bis ihr von der Anstrengung plötzlich die Augen brannten.

Es war ein warmer Abend gewesen – das warme Ende eines heißen stickigen Tages, der sich um sie herumwand und ihre Oberlippe, ihre Achseln und die Rückseite ihrer Knie feucht werden ließ. Über dem weißen Kleid trug sie eine dünne blaue Strickjacke. Sie musste darüber lachen, dass sie nach allem, was passiert war, Weiß trug, oder vielleicht brachte es sie auch zum Weinen. Sie rief die Totos ein weiteres Mal herbei und bat um etwas Tee. Ihr Magen war immer noch empfindlich. Tatsächlich hatte sich seit der Geburt ihr ganzer Körper verändert. Doch sie mochte nicht darüber nachdenken.

Sie drehte den Kopf zur Tür, weil sie draußen ein Geräusch gehört hatte. Ein Knirschen und ein leises Schnurren, aber es war kein Tier; ein Auto kam die Auffahrt herauf. Sie fragte sich kurz, ob es Theo war – er schaute oft unangekündigt vorbei. Sie nahm das Buch hoch. Sie wollte ihn nicht sehen. Sie wollte überhaupt niemanden sehen außer den Totos, die in den Schatten der Lampe ein- und wieder daraus auftauchten.

Durch die Fliegengittertür roch sie den Magnolienbaum und die Rosen, die sie gepflanzt hatte. Die Süße der Blüten gemischt mit dem bitteren Geruch der Limetten, mit denen die Totos die Möbel polierten, erfüllten das Zimmer mit

einem durchdringenden Duft. Sie wurde müde davon, oder lag es an der plötzlichen Stille? Die Zikaden hatten ihr Summen eingestellt, und sie konnte nicht einmal das Wasser hören. Frieden.

Vor ihr stand ein Toto mit einer Tasse Tee, doch sie schüttelte den Kopf. Sie hatte es sich anders überlegt. Sie wollte keinen Tee, sie wollte gar nichts. *Geh zurück in die Küche*, sagte sie. *Oder sonst wohin; aber halt dich von diesem Zimmer fern*. Sie schloss die Augen.

Die Kugel durchschlug zunächst das Buch; sie hatte es nicht heruntergenommen. Vielleicht gab es deshalb so wenig Blut, bloß ein kleines dunkles Loch in der Brust über ihrem Herzen. Als die Totos sie fanden, waren ihre Augen geöffnet und ganz klar. Sie sagten, es habe fast so ausgesehen, als ob sie lächelte.

1. Teil

1925-1927

1

Der Bahnhof war groß und überfüllt, es gab weder Bänke noch Verkaufsstände, bloß zwei Schilder, auf denen »Mombasa« und »Erste Klasse und Gepäck« zu lesen war. Ein großer Teil der Station war der sengenden Novembersonne und den Fliegen ausgesetzt.

Nach wenigen Minuten fand ich einen Gepäckträger und brachte ihn zu meiner Familie: Mein Vater wischte sich die Stirn trocken, meine Mutter wippte ungeduldig mit dem Fuß und meine zwölfjährige Schwester Maud zerfloss in der Hitze. Sie lehnte an dem Stapel von Koffern, in denen sich Bücher, Kleider und all die Dinge befanden, die nicht bereits zu unserem neuen Haus am Naivasha-See vorausgeschickt worden waren.

»Da bist du ja, Theo«, sagte mein Vater. Er hielt dem Gepäckträger unsere Fahrkarten und zwei Pennys unter die Nase: »Laden Sie unsere Koffer in den Gepäckwagen, guter Mann.«

»Ja, Bwana Miller«, sagte der Träger. Er hatte einen marineblauen Anzug aus dickem Stoff an. Als er den ersten

Koffer hochhob, sah ich dunkle kreisförmige Flecken unter seinen Achseln. Er roch anders als die Afrikaner in Tanganjika, weniger würzig, dafür säuerlicher.

Unser Waggon bestand aus zwei rechteckigen Abteilen mit einer Verbindungstür; an den Fensterrahmen waren Moskitonetze befestigt. Ich setzte mich ans Fenster auf die grün bezogene, gepolsterte Sitzbank, und meine Mutter und Maud nahmen neben mir Platz. Elegant gekleidete Schaffner kontrollierten unsere Fahrkarten und verneigten sich vor meinem Vater, während er die beiden Räume abschnitt, hier und da auf Details hinwies. Mein Vater war Ingenieur und mittlerweile Direktor der Eisenbahn, für deren Bau er 1896 nach Afrika gereist war.

Ich lehnte die Stirn an das kühle Glas unseres Abteilfensters. Die letzten beiden Wochen hatten wir in Daressalam verbracht, und wären wir immer noch dort, läge ich jetzt ausgestreckt auf dem Steg, zusammen mit Maud und mit Lucy, der Tochter von Freunden meines Vaters. Ich würde die Wärme des Holzes unter uns in mich aufsaugen und den Rufen der Männer lauschen, die am Hafen Fisch und Gewürze ausladen. Vor uns würden vertäute Dauen in den Wellen sanft nebeneinander schaukeln und orange-blau funkelnde Eisvögel im Sturzflug ins Wasser eintauchen. Der Bucht vorgelagert war Sansibar, wo der Sultan residierte. Eines Nachmittags hatte ich mir das Fernglas meines Vaters ausgeliehen und zur Insel hinübergeblickt – ein blendend weißer Sandstreifen, von Palmen gesprenkelt, an der Spitze der

ebenfalls weiße Sultanspalast und das Fort. Zu meiner Linken sah ich einen indischen Banyanbaum, in dem sich Grüne Meerkatzen tummelten, und dahinter die schattigen, verschlungenen Straßen von Stone Town. Kinder schossen in mein Blickfeld hinein und wieder hinaus, rostrote Wellblechdächer reckten sich in den Himmel, und die Bettlaken, die statt Vorhängen vor den Fenstern flatterten, wurden nach draußen geweht. »Das ist der Atem Gottes«, sagte Maud, als ich es ihr zeigte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Kenia das übertreffen würde.

Die Zugtüren wurden der Reihe nach zugeschlagen.

»Theo, mach bitte das Fenster auf«, sagte meine Mutter.

»Vielleicht sollten wir es besser geschlossen lassen«, sagte mein Vater. »Es wird später noch ganz schön staubig.«

Mein Mutter runzelte die Stirn, und er bedeutete mir rasch, ihr Folge zu leisten.

Sobald das Fenster geöffnet war, breitete sich im Abteil ein durchdringender Geruch aus. Unser Zuhause – Schottland – hatte frisch gerochen, nach Heide oder nach Salz, wenn der Wind direkt vom Meer herübergeweht war. Und im Frühling und Herbst, wenn der Regen eingesetzt hatte und auf die Erde prasselte, wurde der satte Geruch von Torf freigesetzt. Afrika roch zu stark – fischig, pfeffrig, verfault und rauchig, alles gleichzeitig –, und anfangs hatte ich befürchtet, von den vielen verwirrenden Gerüchen ohnmächtig zu werden. Mittlerweile konnte ich mitunter etwas herausriechen: den säuerlich-tierischen Geruch eines

Esels oder die Süße der Mimosen, die über die weißen Zäune der Häuser wucherten, in denen die Europäer wohnten. Oder den Karamellgeruch der süßen Nüsse, die ein Mann auf dem Bahnsteig verkaufte.

»Das macht es auch nicht besser«, sagte meine Mutter und streifte ihre Handschuhe ab. Ich drückte mich an die Lehne meines Sitzes, um möglichst weit weg von ihr zu sein. Sie war siebzehn Jahre jünger als mein Vater, und ich wusste, dass Männer sie für eine Schönheit hielten. Ich hielt sie bloß für unberechenbar. Manchmal zog sie mich an sich, rieb ihre Nase an meiner Wange und zupfte liebevoll an meinem Haar, dann wieder ging sie auf mich los und verpasste mir eine schallende Ohrfeige. Zum Beispiel wenn sie mitbekam, dass ich beim Rechnen einen Fehler machte. Mein letzter Hauslehrer hatte nach einem solchen Vorfall gekündigt. Danach wurde ich auf ein Internat geschickt.

»Wann geht es denn los?«, fragte sie. »Kannst du nicht jemandem Bescheid sagen, William?«

»Nur noch ein paar Minuten.«

Maud fuhr mit dem Finger über die Maschen des Moskitonetzes. »Kommen wir noch einmal nach Mombasa zurück?«

»Ein andermal«, sagte mein Vater. »Jetzt fahren wir erst einmal zum Norfolk Hotel in Nairobi. Wusstest du, dass Theodore Roosevelt dort 1909 während seiner Afrika-Safari und wissenschaftlichen Expedition gewohnt hat?« Er legte mir eine fleischige Hand in den Nacken. »Dein Namensvetter, Theo.«

Mein Vater war mit seinen vierundfünfzig Jahren derjenige, der Roosevelt ähnelte – mit seinem Schnurrbart, seiner Brille und seinen Anzugwesten. Ich hingegen war schwächling, klein und blond; mein Mund war zu groß – zu dicklippig – und meine Nase zu breit, meine Augen waren zu grün und meine Wangenknochen zu hoch, um Ähnlichkeit mit dem ehemaligen amerikanischen Präsidenten zu haben. Ich sah zu mädchenhaft aus. Von den Jungs aus meiner Schule war ich *Theodora* genannt worden; manchmal hatten sie mich übers Rugby-Feld gejagt und auf den Boden geworfen, mich abwechselnd geküsst.

Ich atmete tief ein; bei dem Gedanken, dass ich nie wieder eine Schule besuchen musste, hätte ich am liebsten vor Glück geschrien. Meine Mutter hatte bereits eine Hauslehrerin gefunden, die mich unterrichten würde. Nach dem Vorfall mit einem der Rugby-Spieler im letzten Halbjahr war ich vorzeitig zurückgeschickt worden, und sie hatte eine Woche lang nicht mit mir geredet, aber zumindest schien ihr damals klargeworden zu sein, dass es besser war, wenn ich die kommenden drei Jahre zu Hause unterrichtet würde. Danach käme die Universität, aber darüber brauchte ich mir jetzt noch keine Gedanken zu machen.

»Werden wir vom Zug aus Tiere sehen?«, fragte Maud.

Maud hatte große braune Augen und olivbraune Haut; in Schottland hatte man sie aufgrund ihres Aussehens und ihrer Angewohnheit, eine Bibel bei sich zu tragen, »die

fromme Spanierin« genannt. Einmal hörte ich, wie mein Vater einem Freund erzählte, dass Maud noch nie in ihrem Leben gelogen habe.

»Ja, das werden wir«, sagte mein Vater.

Vom Bahnsteig drang der schrille Klang einer Trillerpfeife herüber, und der Zug ruckte ungeduldig vorwärts.

»Na endlich«, sagte meine Mutter.

Zunächst zogen staubige Basare an uns vorbei und farbenfrohe Gebäude in Blassrosa, Hellgrün oder leuchtend Weiß mit Türmen, Kuppeln und überdachten Balkonen – oder breite, von Palmen und Maulbeerfeigen gesäumte Straßen, auf denen nur wenige Autos zu sehen waren. Durch das geöffnete Fenster dröhnten Rufe herein, die verklungen, nachdem wir das Stadtzentrum passiert hatten und die Häuser europäisch wurden: geräumige Bungalows mit weitläufigen üppigen tropischen Gärten. Dann kamen strohgedeckte Hütten und Sumpfland, afrikanische Kinder liefen neben den Gleisen her und winkten, und schließlich hatten wir die Stadt ganz hinter uns gelassen. Die Landschaft veränderte sich zu einer Steppe mit braunem Buschwerk und kleinen Bachläufen, und ich wandte mich vom Fenster ab, enttäuscht von dem, was ich bisher vom Land gesehen hatte.

Die Reise verlief schleppend. Jedes Mal, wenn ein Büffel auf die Schienen lief, mussten wir anhalten, wobei der Zug mit einem heftigen Ruck zum Stehen kam. In Voi machten wir eine Stunde lang halt, um neben den Schienen zu

Abend zu essen – unter großen Lampions und einer Wolke summender Insekten. Es gab Suppe als Vorspeise und danach Fisch, der nach Gummi schmeckte.

»Es tut gut, wieder etwas Anständiges zu essen«, sagte mein Vater und spießte ein großes Stück auf seine Gabel.

Ich schob mein eigenes Stück auf dem Teller herum, das eine Spur aus schleimigem Lauch hinter sich herzog.

»Was hast du denn?«, fragte Maud. »Vermisst du Daressalam?«

»Wir waren nur zwei Wochen dort«, sagte meine Mutter. »Zu kurz, um Feuer zu fangen.«

In Tanganjika hatte unser Abendessen aus Datteln bestanden, gefolgt von pikantem Rindfleisch oder einem Fischcurry, das in Kokosmilch gekocht worden war. Es gab Reis als Beilage, und das Essen wurde auf einer Metallplatte serviert, mit Einbuchtungen für die verschiedenen Speisen, damit wir das Essen nach Belieben zusammenstellen konnten. Wenn wir danach noch Hunger hatten, kauften wir uns unten am Hafen manchmal Essen bei den Straßenverkäufern, den Baba Lishas – den »kochenden Männern«: gebratene Maniokwurzel mit einer Chilisaucе, Samosas, Ananas, Zimtäpfel, Avocados und *mandazi*, süße frittierte Teigtaschen. Lucys Eltern hatten an unserem zweiten Abend gemeinsam mit uns gegessen und Lucy mitgebracht; dort waren wir uns zum ersten Mal begegnet. Sie saß neben Maud und mir, und ich versuchte, mich mit ihr zu unterhalten, aber sie war einsilbig.

»Du hast ganz schön Eindruck gemacht«, sagte meine Mutter hinterher.

»Sie kann mich nicht leiden.«

Meine Mutter warf mir einen seltsamen Blick zu. »Deine gestörte Wahrnehmung fasziniert mich immer wieder, mein Lieber.«

Mein Vater schob seinen leeren Teller von sich, und ein indischer Kellner in gestärkter weißer Uniform beugte sich beflissen hinunter und tauschte ihn gegen einen Teller mit Rindfleisch aus. Meine Mutter, die gerade Messer und Gabel auf ihrem Teller abgelegt hatte, nahm das Besteck schnell wieder an sich und stocherte weiter in ihrem Fisch herum.

Eine Katze tauchte im Eingang zum Büro des Bahnhofsvorstehers auf und schlenderte über den Bahnsteig auf uns zu.

»Komm her, Kätzchen«, sagte Maud und hielt ihr ein Stück Fisch hin.

Die Katze ging zu meiner Mutter, rieb sich an ihrem Bein, schnurrte und wölbte den Rücken. Meine Mutter streckte die Hand aus und streichelte ihr den Kopf, und ich fragte mich plötzlich, wie es sich wohl anfühlte, anstelle der Katze zu sein, mein Gesicht an den langen weichen Beinen meiner Mutter zu reiben, während ihre Finger sanft die kitzlige Stelle hinter meinen Ohren kraulten. Ich wandte den Blick ab.

»Wie lange dauert es noch bis Nairobi?«, fragte ich.

»Oh, mindestens sechzehn Stunden«, sagte mein Vater.

»Ist es so weit wie von Edinburgh nach London?«, fragte Maud.

»Viel weiter.« Er tupfte sich mit seiner Serviette den Mund ab. »Deshalb hat es so lang gedauert, die Strecke zu bauen. Und wegen der Löwen natürlich.«

»Der Löwen?«

»In Tsavo«, sagte mein Vater. »Dort haben die Karawanen der Sklavenhändler früher den Fluss überquert, und zwei Löwen sind auf den Geschmack von Menschenfleisch gekommen. Sie müssen die Leichen der Gefangenen gefressen haben, die am Wegesrand zurückgelassen worden waren, bevor wir aufgetaucht sind.«

Maud legte ihr Besteck ab.

»Sie haben den Arbeitern nachts aufgelauert und sie weggeschleppt. Nach einer Weile haben die meisten Arbeiter Reißaus genommen – es war höllisch schwer, sie zur Rückkehr zu bewegen. Die Löwen hatten schon über hundert Männer gefressen, bis Patterson sie endlich aufgespürt und erschossen hat.« Er schüttelte den Kopf. »Er hat sie mit nach Hause genommen – als Vorleger. Bildschöne Exemplare.«

Als wir in unseren Waggon zurückkehrten, hatten die Schaffner unsere Etagenbetten mit frischen Laken, weichen Kissen und Decken bezogen. Unsere Eltern waren im Abteil nebenan, und ich teilte mir eins mit Maud. Ich lag auf dem oberen Bett und konnte nicht schlafen. Nach etwa

einer Stunde sprang ich herunter und stellte mich ans Fenster.

»Was machst du da?«, fragte Maud.

»Ich überwache mein Reich.«

Sie stieg aus dem Bett und stellte sich neben mich, die Arme um ihren Körper geschlungen. »Glaubst du, es gibt dort wilde Tiere? Bei unserem Haus, meine ich.«

»Natürlich.«

»Ich möchte einen Elefanten sehen. Und einen Tiger.«

»Tiger gibt es in Indien, Spanierin. In Afrika gibt es Löwen und Hyänen. Und Leoparden.« Ich drehte mich zu ihr um und lehnte mich mit dem Rücken ans Fenster. »Du weißt, dass sie auf Bäumen leben, oder?«

»Ja.«

»Deshalb musst du nach oben schauen, wenn du im Wald bist. Sonst springen sie vielleicht hinter dir runter und beißen dich hier« – ich griff mir an die Kehle – »und zerren dich auf den Baum hoch. Da finden wir dich nie.«

»Sie fressen keine Menschen«, sagte Maud.

»Sie fressen alles.«

»Hör auf, mir Angst einjagen zu wollen.«

»Es macht sowieso keinen Spaß, wenn du dich nicht ängstigen lässt.«

»Mutter hat gesagt, wir könnten einen Hund haben.«

»Das erlaubt sie uns bestimmt nicht.«

Maud blickte mit großen Augen zu mir auf. »Aber sie hat es versprochen.«

»Wenn ich älter bin und mein eigenes Haus habe«, sagte ich, »kannst du bei mir wohnen, und dann legen wir uns einen Hund zu.«

»Ziehst du denn bald aus?«

»Wieso? Willst du mich loswerden?«

»Nein. Ich fand es furchtbar, als du auf dem Internat warst. Aber ich möchte einen Hund haben.«

Ich versuchte, mein Lächeln zu verbergen.

»Wie auch immer«, sagte sie und lehnte den Kopf an meine Schulter, »ich werde sowieso nicht bei dir wohnen können, weil du eine Frau und eine Familie haben wirst.«

»Ich werde nie ein Mädchen so sehr lieben wie dich.«

Sie seufzte. »Lügner.«

Am nächsten Tag hielt der Zug bei Morgengrauen an, damit sich die Passagiere die Beine vertreten konnten. Das Licht war silbrig, gerade hell genug, um etwas zu sehen, und für die Männer wurden Kannen mit heißem Wasser zum Rasieren bereitgestellt. Das Gras neben den Gleisen war noch feucht vom Morgentau, die Luft so kalt, dass sie mir im Hals brannte. Wir drängten uns zusammen, wickelten uns Tücher ums Gesicht, sodass bloß unsere Augen frei blieben.

»Nur noch sechs Stunden«, sagte mein Vater zu uns.

»Wenn wir die ganze Strecke bis zum Viktoriasee durchfahren, dann werden wir bei unserer Ankunft fünfhundertachtzig Meilen zurückgelegt haben. Was sagt uns das über die Ingenieurskunst? Wir haben diese Eisenbahnlinie durch Sümpfe, Wälder, Berge, Ebenen,

Wüsten und so weiter gebaut. Sie haben nicht daran geglaubt, dass wir es schaffen, aber das haben wir. Und zwar noch vor den verdammten Deutschen.«

Manchmal fragte ich mich, warum mein Vater die Deutschen so verabscheute. Vielleicht, so dachte ich, war es aus Solidarität mit meiner Mutter, deren einziger Bruder im Krieg gegen die Deutschen gefallen war, während man meinen Vater wegen seiner Plattfüße ausgemustert hatte. Meine Mutter sprach nie über ihren Bruder. Ich konnte mich nicht an ihn erinnern, aber ich hatte eine Fotografie von ihm in ihrem Medaillon gesehen. Ich fand, er sah ihr ähnlich – und mir.

Wir stiegen wieder ein, und während sich der Zug die Schienen entlangschlängelte, ging die Sonne auf und tauchte die Landschaft vor unserem Fenster in leuchtendes Orange, Kupfer und Scharlachrot. Jetzt, da wir mehr sehen konnten, bemerkten wir, dass der Wüstensand durch das Moskitonetz geweht war und uns mit einer Staubschicht überzogen hatte. Meine Mutter zog ein Taschentuch hervor und wischte sich das Gesicht ab, sagte aber nichts, und das Fenster blieb geöffnet.

Ein paar Stunden nach Sonnenaufgang flimmerte die Luft bereits vor Hitze. Maud und ich richteten den Blick nach draußen, und ich spürte, wie sich mein Magen vor Erleichterung und Aufregung verkrampfte. Über Nacht hatte sich das Landschaftsbild gewandelt, und das Panorama war beeindruckend – vor uns erstreckten sich endlose Ebenen, darüber der weite leere Himmel. Als ich

hinaufblickte, sah ich, dass er sich unbegrenzt ausdehnte, Meile um Meile strahlendes Blau und sonst nichts.

Dafür wimmelte es auf den Ebenen nur so vor Leben. Giraffen scharten sich um Bäume, knabberten an den oberen Zweigen und schwenkten ihre langen Hälse hinab, um ihre Babys zu liebkosen, die bereits größer waren als mein Vater. Mindestens fünfzig Zebras marschierten in einer langen gewundenen Linie auf einen nahe gelegenen Tümpel zu, in dem eine Herde Gnus badete; der Schlamm hatte ihre spindeldürren Beine dunkel gefärbt. Ein Gnu reckte den Kopf und blickte zum Zug herüber. Es hatte die sanften Augen einer Kuh, aber das lange Gesicht eines Pferds.

»Guck mal, Theo«, sagte Maud und streckte die Hand aus.

Ich sah ein Aufblitzen von Weiß, Braun und Schwarz – vier Gazellen, die nebeneinander herliefen und -hüpften, um sich ihrer Herde anzuschließen.

»Sind die süß!«, rief sie und klatschte in die Hände.

Ich hielt das Gesicht direkt vors Moskitonetz.

Daressalam war exotisch gewesen, aber dieses neue Kenia war das Afrika, von dem ich geträumt hatte, das Afrika von Henry Rider Haggard, und ich konnte es kaum abwarten, dass die Zugfahrt ein Ende nahm und mein Leben in dieser unglaublichen Landschaft begann.

Schließlich tauchte am Horizont eine Stadt auf. Sie kam näher und näher; wir passierten Außenbezirke mit Hütten aus Flechtwerk, Lehm oder gelbem Stein, auf die robustere

Backsteingebäude folgten. Dann fuhr der Zug in den Bahnhof von Nairobi ein, und wir drängten mit unserem Gepäck hinaus auf den breiten Bahnsteig. Von der Überdachung über uns baumelte die Bahnhofsuhr, die zwölf Uhr dreißig mittags anzeigte.

»Und?«, fragte mein Vater. »Alle bereit für unser neues Leben?«

In der Hotellobby sah ich eine gerahmte Fotografie der Stadt aus dem Jahr 1904 – sie zeigte identische Hütten, die sich an einer unbefestigten Straße aneinanderreiheten, und das neu eröffnete Norfolk Hotel. Nairobi war seither gewachsen, aber das Hotel sah noch genauso aus: ein langgezogenes flaches Gebäude mit einer Fassade im englischen Tudor-Stil, umgeben von makellosen Gartenanlagen und einem Swimmingpool mit türkisblauem Wasser im Innenhof. Die Decke im Innern des Hotels wurde von mehreren Reihen strahlend weißer Säulen und Querbalken gestützt. Es war das prächtigste Gebäude, das ich je betreten hatte. Kein Wunder, dass Roosevelt während seiner Safari hier abgestiegen war.

Die durch eine Tür miteinander verbundenen Zimmer wirkten gemütlich; sie waren in weichen Grautönen und Karamellbraun gehalten und mit eleganten Sofas und lackierten Kommoden eingerichtet. Schreibtischlampen aus Chrom und Milchglas bildeten sanfte Lichtkreise, und Lamellentüren zum Garten hielten die Hitze ab. Mein Vater gab dem Hotelpagen noch einen Penny Trinkgeld und schloss die Tür hinter sich.

»Und, wie gefällt es dir?«, fragte er meine Mutter.

Sie ließ sich auf das Bett in ihrem Zimmer sinken.

»Endlich eine weiche Matratze«, sagte sie. »Maud, komm her und lös mir die Haare.«

Meine Schwester kniete sich neben ihr Bett und zog eine Haarnadel nach der anderen heraus, bis ihre Haare als feurige Mähne auf das Kissen fielen. Maud hatte die roten Haare von unserer Mutter geerbt, aber ihre hatten einen dunklen Mahagoniton, nicht das reine Kupferrot, das uns jetzt entgegenleuchtete.

Ich suchte den Blick meiner Mutter. »Können wir schwimmen gehen?«, fragte ich. Sie zuckte mit den Schultern, griff aber nach meinem Handgelenk, als ich mich umdrehte, um meine Badeshorts zu holen.

»Pass auf deine Schwester auf«, sagte sie.

Maud und ich zogen uns um und nahmen unsere Handtücher mit nach unten. Nachdem wir unser Zimmer verlassen hatten, wurde mir schmerzlich bewusst, dass an meinem linken Oberschenkel ein blauer Fleck unter dem Rand meiner Shorts hervorguckte. Den hatte ich meiner Mutter zu verdanken; offenbar war ich in Daressalam an einem Nachmittag vor ihrem Hotelzimmer zu laut gewesen. Sie hatte Kopfschmerzen gehabt, aber ich hatte es vergessen. Da ich mir die Tracht Prügel selbst zuzuschreiben hatte, lag mir umso mehr daran, jeglichen Hinweis darauf zu verbergen. Auf dem Weg durch den Garten wurde ich immer schneller und kam schließlich rennend am Schwimmbecken an. Ich ließ mein Handtuch

fallen, spürte, wie sich meine Muskeln nach den tagelangen beengten Verhältnissen entfalteten, sprang und landete mit einem Platscher im Wasser.

Ich ließ mich auf den Grund sinken und hielt den Atem an, bis ich dachte, ich würde ohnmächtig, dann kämpfte ich mich zurück an die Oberfläche. Maud saß im Schneidersitz am Rand des Beckens; ich wusste, dass sie nach meinen Luftblasen Ausschau gehalten hatte.

»Irgendwann wirst du es zu weit treiben«, sagte sie.

Wir blieben eine Stunde dort, spielten Fangen, machten Handstand unter Wasser und ließen uns danach in der Sonne trocknen. Es war früher Nachmittag, als wir ins Hotel zurückkehrten. Die Lobby war verwaist. Zwar drangen aus dem Büro des Portiers Gesprächsfetzen, und wir hörten seine Stimme herauswabern, zu verstehen war jedoch nichts. Wir streiften durch das Foyer, fuhren mit den Fingern über die tiefen Armsessel, die dort in Gruppen arrangiert waren. Unsere Schritte machten unterschiedliche Geräusche auf den Holzböden: Mauds Füße klatschten, während sie vorauslief, ich tapste ihr leise hinterher. Ich war in Edinburgh schon einmal in einem Grand Hotel gewesen, aber das war muffig, kleiner und dunkler gewesen und voll alter Leute, die auf unbequemen Ledersofas eingenickt waren. Kein Vergleich zum Norfolk.

»Wir sollten uns etwas anziehen«, sagte Maud, nachdem wir das Hotel einmal umrundet hatten. »Was ist, wenn uns jemand sieht.«

»Hmmm.«

»Kommst du?«

»Gleich«, sagte ich. Ich hörte, wie sie davonhüpfte, blickte jedoch schon zur überdachten Terrasse vor dem Hotel. Dort standen die gleichen eleganten Armsessel, von denen zwei besetzt waren. Ich fühlte mich magisch angezogen von den beiden Personen, die dort saßen, und scherte mich nicht darum, dass sie in ein Gespräch vertieft waren und dass ich außer meiner BadesHORTS nichts anhatte.

Zuerst dachte ich, es handele sich um einen Jungen und um einen alten Mann, da nur alte Männer leuchtend bunte afrikanische Tücher trugen, doch als ich näher kam, sah ich, dass der alte Mann jung und blond war und dass sich über dem Flanellhemd des Jungen ein langer weißer Hals und ein schmales Gesicht abzeichneten, zwar halb verborgen hinter einem Cocktailglas, aber deutlich genug, um die geschminkten Lippen und die elegante Nase einer Frau zu erkennen. Besonders fielen mir ihre Augen auf, die mich über den Rand ihres Glases hinweg ansahen; sie hatten die Farbe eines afrikanischen Sonnenuntergangs, das tiefe Violett und Schwarzblau, in das der Himmel getaucht wird, bevor die Sonne endgültig versinkt. Sie lösten ein flaes Gefühl in mir aus. Diese Frau war die schönste, grazilste Person, der ich je begegnet war, eine lebendige Porzellanpuppe mit Elfenbeinteint und schwarzen Haaren, die glänzten, als wären sie mit einer Ölschicht überzogen. Als sie lächelte, spürte ich eine Welle der Energie in meinem Magen.

Seine Hand lag auf ihrem Knie, aber nur ganz leicht, nicht besitzergreifend. Sie hatte sich ihm zugewandt, einen Ellbogen auf die Armlehne ihres Sessels und das Gesicht auf die Hand gestützt.

Als ich sie unverwandt anstarrte, lächelte sie und senkte den Blick, dann flüsterte sie dem Mann etwas zu, der sich umdrehte, um mich in Augenschein zu nehmen. Er lächelte ebenfalls und rief mich zu sich, worauf eine brennende Woge durch meinen Körper fuhr, die nichts mit der drückenden Hitze zu tun hatte; ich floh zurück ins Hotel und ließ sie über meinen Schatten lachen.

Das war meine erste Begegnung mit Sylvie und Freddie.

2

Einige Tage später saß ich mit meiner Mutter und Maud an einem der Tische draußen auf der Terrasse. Es war neun Uhr abends, im Hotel war jetzt mehr los. Der Mond hing deutlich tiefer und größer am Himmel als zu Hause in Schottland. Aus der Ferne hörte man im Dunkeln das knatternde Rufen einer Nachtschwalbe und das Summen der Laubheuschrecken. Auf jedem Tisch spendete eine Kerze Licht, während die Kellner sich lautlos durch die Schatten hindurchbewegten und Tablettts mit Cocktails und Oliven trugen. Ein gedämpfter Geräuschteppich erfüllte die Luft.

»Ich frage mich, wo dein Vater abgeblieben ist«, sagte meine Mutter.

»Vermutlich hat Mr MacDonald ihn zum Abendessen eingeladen.«

Sie seufzte.

»Entschuldigen Sie die Störung ...«, hörte ich eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und erkannte den blonden Mann. Dieses Mal trug er kein Schultertuch, sondern ein Hemd und einen Smoking. Sein Gesicht war halb im Dunkeln, aber ich sah eine Reihe blendend weißer Zähne und das Weiß seiner Augen.

»Ja?«, sagte meine Mutter.

Er trat vor. »Es ist mir nicht entgangen, dass Sie neu hier sind«, sagte er und zwinkerte mir zu. Ich lief genauso rot an wie bei unserer ersten Begegnung. »Ich bin Freddie. Freddie Hamilton.«

»Jessie Miller«, sagte meine Mutter zurückhaltend.
»Mein Mann heißt William, und die beiden hier sind Theo und Maud.«

»*Komm in den Garten, Maud*«, sagte er.

»Mein Lieblingsgedicht«, sagte meine Mutter und lächelte, und ich nahm erleichtert zur Kenntnis, dass sie nicht schwierig sein würde.

»Ich darf Ihnen zu zwei sehr gutaussehenden Kindern gratulieren«, sagte Freddie, und ich hatte den Eindruck, dass er dabei besonders mich ansah. »Aber wie sollte es auch anders sein bei einer so attraktiven Mutter?« Er legte mir die Hand auf die Schulter, und ich fuhr zusammen.

»Wie alt bist du, Theo?«

»Fast fünfzehn«, sagte ich, während meine Mutter zeitgleich »vierzehn« antwortete.

»Wie schnell du neue Freunde findest, Freddie«, sagte eine Frauenstimme, und ich spürte, wie sich mein Körper unter seiner Hand anspannte, als sie ins Licht trat; ihre Augen wirkten noch dunkler und größer als beim letzten Mal. Ich erhaschte einen Hauch ihres Geruchs in der Luft – moschusartig, fruchtig und so berauschend wie ihre rauchige Stimme. Sie sprach mit leichtem amerikanischem Akzent, und ihre Stimme klang vollkommen anders, als ich

sie mir in zahlreichen fiktiven Gesprächen in den vergangenen Tagen ausgemalt hatte.

Sie war so nah, dass ich meine rechte Hand hätte ausstrecken und sie berühren können. Sie trug dasselbe Hemd wie beim letzten Mal und dazu einen kleinen Affen auf der Schulter. Jetzt, da sie stand, konnte ich sehen, wie lang ihre Beine waren.

»Er heißt Roderigo«, sagte sie, und mir wurde bewusst, dass sie mich beobachtet haben musste. »Ich bin Sylvie de Croÿ.«

»Das hier sind die Millers«, sagte Freddie. »Jessie, Theo und Maud.«

»Darf ich ihn mal halten?«, fragte Maud.

»Aber natürlich.« Sylvie hielt Roderigo den Zeigefinger hin, er schlang die Pfoten darum, und sie schwang ihn von ihrer Schulter auf Mauds Schoß.

»Er beißt doch nicht, oder?«, fragte meine Mutter.

»Der hier ist zahm«, sagte Freddie.

»Freddie hat ihn für mich gekauft«, sagte Sylvie. »Er kennt da jemanden.«

»Man muss aufpassen, bei wem man sie kauft. Die Einheimischen wissen, dass wir sie gern als Haustiere halten; manchmal legen sie sich unter den Marula-Bäumen auf die Lauer und fangen die Affen auf, wenn sie vom Baum fallen. Und dann behaupten sie, sie wären jahrelang gezähmt worden.«

Seine Hand lag immer noch auf meiner Schulter, lastete schwer auf mir. Aus der Schule kannte ich Jungen wie ihn –

beliebt, witzig, herausragend. Neben ihnen hatte ich mich noch kleiner und schwächer gefühlt, mit plumpen Händen und Füßen.

Ich räusperte mich, versuchte, meine Stimme so selbstsicher klingen zu lassen wie Freddie. »Warum fallen die Affen vom Baum?«

»Sie sind von den Marula-Früchten besäuselt«, sagte er.

»Er ist so niedlich«, sagte Maud.

»Er ist sehr ungezogen«, sagte Sylvie, und ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus.

»Und was bringt Sie alle nach Kenia?«, fragte Freddie.

»Die Arbeit meines Mannes«, sagte meine Mutter.

»Er ist der neue Direktor der Uganda-Eisenbahn«, sagte ich.

In Schottland waren unsere Nachbarn vom beruflichen Fortkommen meines Vaters begeistert gewesen. Freddie und Sylvie zuckten nicht einmal mit der Wimper. Ich machte mich in meinem Stuhl klein, beschämt über meinen unverhohlenen Versuch, sie zu beeindrucken.

»Die ›Bahnlinie der Verrückten‹«, sagte Freddie. »So wird sie hier genannt.«

Ich hatte den Namen auch schon gehört. Meinem Vater gefiel er nicht.

»Es war von Anfang an klar, dass es ein schwieriges Unterfangen werden würde«, hatte er einmal gesagt.

»Immerhin war es das größte Projekt, das wir je durchgeführt hatten.« Die Strecke verlief zwischen Mombasa und dem Viktoriasee. Ihr Bau hatte fünf Jahre in

Anspruch genommen, und mein Vater verlor viele seiner indischen Arbeiter, die die Briten für dieses Vorhaben nach Kenia verschifft hatten. Sie erlagen der Ruhr oder der Malaria; im schlimmsten Fall entwickelte sich aus der Malaria Schwarzwasserfieber, bei dem die roten Blutkörperchen zerfallen.

»Man sollte wissen, nach welchen Symptomen man Ausschau halten muss«, hatte er uns erzählt.

»Schüttelfrost, kolikartige Schmerzen, Erbrechen. Schwarzer Urin ist das Schlimmste. Wenn wir das sahen, wussten wir, dass jemand so gut wie tot war.«

Sylvie zog ein Zigarettenetui aus ihrer Hosentasche. Sie hatte feingliedrige Finger, aber ihre Nägel waren ungepflegt und unlackiert. »Ich bin mit diesem Zug gefahren, als wir hier neu angekommen sind«, sagte sie. In ihrer Stimme schwang ein glücksendes Geräusch mit, als müsste sie das Lachen unterdrücken. »Mein Mann hat sich übergeben, nachdem er das braune Zeug gegessen hatte, das sie dort servieren.«

»Windsorsuppe«, sagte ich überrascht. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es Freddie jemals schlecht ging. Und ich fragte mich, wieso die beiden verschiedene Nachnamen hatten, wenn sie verheiratet waren.

Sie beugte sich vor und zündete sich an unserer Kerze die Zigarette an. »Ich habe gehört, das Empire wurde darauf erbaut.« Sie hielt den Kopf beim Sprechen gesenkt, sodass schwer zu sagen war, wen sie ansprach.

»Ah, da kommt William«, sagte meine Mutter.

Wir wandten uns alle um und sahen, wie sich mein Vater einen Weg um die anderen Tische herum zu uns bahnte. Er stieß gegen die Rückenlehne des Stuhls einer weißhaarigen alten Dame, die ihn zornig anstarrte. Plötzlich wünschte ich, er wäre jünger, schneidiger.

»Entschuldige die Verspätung, Liebling«, sagte er zu meiner Mutter, als er bei uns ankam.

Sie legte den Kopf in den Nacken, um sich von ihm küssen zu lassen. »Freddie, Sylvie, das ist William, mein Mann.«

Mein Vater streckte die Hand aus, und Freddie nahm seine von meiner Schulter; Freddie's Nägel waren deutlich gepflegter als Sylvies – ebenmäßig und rosig.

»Angenehm«, sagte mein Vater. Er schüttelte Freddie und Sylvie die Hand und tupfte sich danach mit einem Taschentuch die Stirn ab. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sich Freddie die Finger an der Hose abwischte.

»Möchten Sie sich auf einen Drink zu uns gesellen?«, fragte meine Mutter.

»Sehr gern«, sagte Freddie.

»Theo, Maud, macht eure Plätze frei«, sagte sie, und wir sprangen auf.

Die Erwachsenen bestellten Getränke, und wir blieben in der Nähe. Maud war damit beschäftigt, Roderigo in den Armen zu wiegen, und ich sprudelte aus irgendeinem Grund immer noch vor Energie, obwohl unsere übliche Abendessenszeit längst verstrichen war und ich nichts im Bauch hatte.